



Julia Barbara Köhne (Hrsg.)

Exzellenz, Brillanz, Genie

Historie und Aktualität
erfolgreicher Wissensfiguren

Neofelis Verlag





Inhalt

- 7 **Renate Kroll**
Exzellenz, Brillanz, Genie – Vorbemerkungen in eigener Sache
- 15 **Julia Barbara Köhne**
Heutiges Exzellenzstreben und Genieforschung um 1900
Einleitung
- 43 **Thomas Macho**
Der Glaube an den Doppelgänger
Verborgene Wurzeln der Geniereligion
- 65 **Julia Barbara Köhne**
Der Kult des Genies in Geisteswissenschaften und Literaturen
Eine kontroverse Szenerie um 1900
- 95 **Gabriele Dietze**
„Heller Wahn“
Echoräume zwischen Genie-und-Wahnsinn-Diskursen
in Psychiatrie und künstlerischen Avantgarden der Moderne
- 121 **Gerhard Scharbert**
Idiotie et génie
Gérard de Nervals Höllenfahrten ins Reale
- 143 **David Keller**
Saturn und Lithium
Genialität, Kreativität und Psychopathologie
bei Kay Redfield Jamison
- 161 **Claudia Bruns**
Einige Anmerkungen zur Verbindung von
Ästhetik, Politik und Geschlecht im Geniediskurs





- 185 **Barbara Will**
Woman Genius Other
Gertrude Stein, Claude Cahun, Lou Andreas-Salomé,
and Modernist Self-Recognition
- 205 **Monika Wulz**
Genie-Ökonomie zwischen nationalen Interessen
und globalen Kontaktzonen
Begabtenförderung, Investitionsstrategien und
Wissenschaftsorganisation bei Wilhelm Ostwald
- 227 **Stefan Hornbostel / Nele Albrecht**
Wissenschaft: Zwischen Genie und Kollektiv
- 243 **Tobias Peter**
Zwischen Genie und Leistung
Genealogie und Gegenwart des Talents
- 264 **Abbildungsverzeichnis**
266 **Autorinnen und Autoren**





Julia Barbara Köhne

Der Kult des Genies in Geisteswissenschaften und Literaturen

Eine kontroverse Szenerie um 1900

Denkspiel

Wer eine Umfrage startete, welches die ‚wahren‘ Genies der Kultur- und Weltgeschichte seien, erhielt hunderte verschiedener Antworten. Je nach Sozialisation, Bildungsweg, geschlechtlicher Identität, religiöser Orientierung, politischer Einstellung, nationaler Herkunft und persönlicher Geschichte der Befragten, auch je nach Stimmung- und Interessenlage, würde ein Potpourri unterschiedlichster Personen genannt werden: Künstler, Musiker, Erfinder, Forscher, Wissenschaftler, Literaten, Religionsstifter, militärische Größen oder massenmediale Figuren – die meisten davon vermutlich Männer. Auch gäbe es Präferenzen für bestimmte Zeitperioden, Kontinente, Hautfarben und Nationalitäten. Schnell würde deutlich werden, dass eine objektive, unabhängige, nicht willkürliche Bestimmung und Zuweisung von „Genialität“ prinzipiell unerreichbar ist; sie ist vielmehr kontextabhängig und überdies ein Gebilde abendländischer Geistesgeschichte. Eine historische Reihe von „Genies“ mit speziellen Eigenschaften und Qualitäten, die klar definierbar sind, muss diskursiv erzeugt werden: Was ist ein „Genie“ und was hebt es von anderen Menschen ab? Mit anderen Worten, die Sprünge erstens vom gewöhnlich begabten Menschen zum ‚Wunderkind‘ oder ‚großen Mann der Geschichte‘ und zweitens zum „Genie“ müssen inhaltlich-konzeptuell begründet und rhetorisch initiiert werden. Einem bestimmten Abschnitt der langen Diskursgeschichte des „Genies“, die über Jahrhunderte und Jahrtausende





reicht, widmet sich dieser Beitrag: dem Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900.

Erfindung eines neuen epistemischen Objekts

In der späten Moderne wurde das „Genie“ in geisteswissenschaftlichen und literarisch-philosophischen Texten als neues epistemisches Objekt entworfen. Die Genieforschung etwa zwischen 1880 und 1930, die sogenannte Geniologie, war eine interdisziplinär ablaufende Suchbewegung, die um folgende Fragen kreiste: Wem gebührt die Auszeichnung „Genie“? Wie wird es definiert? Wer ist dabei auszugrenzen? Was kann der Rückbezug auf verstorbene „Genies“ um 1900 wissenschaftspolitisch legitimieren? Und wie lässt sich die allgemeine, um sich greifende Genieverehrung für den sozialen oder nationalen Kollektivkörper instrumentalisieren?

Um diese Fragen zu adressieren, werden in einem ersten Schritt die ‚Erfindung‘ der Wissensfigur Genie und ihre diskursiven Bedingungen und Effekte sowie die Metaphernfelder, die den Geniediskurs strukturierten, ausgeleuchtet. Zweitens geraten die verschiedenen Funktionen in den Blick, die dieser Diskurs intern für die *scientific community* und die ‚geistige Elite‘ sowie innerhalb des gegebenen soziokulturellen Rahmens übernahm. Zum einen diente das „Genie“ der Selbstbespiegelung der Wissenschaften und der Genieforscher. Zum anderen ‚antwortete‘ es auf dringliche gesellschaftliche Fragen bezüglich Transformationen in familialen und genealogischen, religiösen und nationalen Ordnungen sowie der sogenannten Juden- und Frauenfrage. Ein Überblick über ausgewählte Geniethoetiker und ihre Denkansätze ermöglicht, die Konturen und Strukturen des damaligen Forschungsfelds abzustecken. Besonderes Augenmerk wird auf die symbolischen Implikationen und politischen Auswirkungen gelegt, die ab Ende des 19. Jahrhunderts und bis in die 1930er Jahre in eine Rassifizierung und Kollektivierung des Geniegedankens sowie in Züchtungsphantasien „genialer“ Menschen einmündeten.

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert und in den folgenden Jahrzehnten befasste sich eine Gruppe von Philosophen, Literaten, Biographen und Geisteswissenschaftler in Mitteleuropa mit Begeisterung mit der Aufgabe zu bestimmen, was „Genie“ sei. Vor allem im deutschsprachigen Raum entstanden vielfältige literarische, wissenschaftliche und





wissenschaftstheoretische Texte zu dieser Forschungsfrage. In ihnen bündelten sich Leitvorstellungen von männlichen Subjekten, die von ihren männlichen ‚Erfindern‘ ‚Genies‘ genannt wurden. In Wissenschaft, Kultur und Politik wurde das ‚Genie‘ als Abstraktum, als fiktiv-virtuelle Gestalt entworfen und als alle überragende, verehrte und tatkräftige Größe an den (Wissenschafts-)Horizont projiziert. Eine epistemologische Besonderheit des Geniethemas bestand darin, dass das ‚Genie‘ nicht als empirisches Forschungsobjekt greifbar war. Stattdessen war es allein in repräsentationaler Form zugänglich, also mittels der ihm zugesprochenen Errungenschaften, Kunstwerke, Ego-dokumente und Hinterlassenschaften oder durch Bildnisse, Berichte und Biographien anderer. Dies lag in dem meist erst posthumen Bekanntwerden und Ruhm sowie dem erratischen Vorkommen von ‚Genies‘ begründet. Obwohl es nicht in lebendiger Physis zugegen, sondern immer schon verstorben war, wurde das ‚Genie‘ in der Geschichtsperiode um 1900 als Person, Wesenheit und aktiv erforschbares Objekt behandelt. Angerufen als ‚theoretische Entität‘ wurden seine Existenz, Eigenschaften, Charakterologie, Psyche und Verhaltensweisen hypothetisch angenommen, um in der Realität beobachtbare Phänomene zu erklären und Problemlösungen zu ersinnen. Während die Genieforschungstexte auf in der Vergangenheit gelebt und gewirkt habende ‚tote Genies‘ rekurrierten, huldigte jeder im Vorliegenden untersuchte Autor seinen eigenen Lieblingsgenies: von Jesus von Nazareth über Leonardo da Vinci bis zu Otto von Bismarck. Als ‚Untote‘ und kulturhistorische ‚Wiedergänger‘ konnten ‚Genies‘ durch ihre Be-Sprechung oder Be-Schreibung revitalisiert werden; zum Beispiel wurden sie mittels Biographien wiederbelebt und ins lebendige Gedächtnis transferiert. ‚Genialität‘ entspricht damit keiner Person eigenen oder zugehörigen, sondern einer zugeschriebenen Qualität, die immer nur in Bezug auf ein konkretes, situativ beschreibbares Diskursuniversum existiert. ‚Genie‘ ist ein durch spezifische Diskurs- und Wahrnehmungspraktiken hervorgebrachter Effekt des Wissens, der seine Wirksamkeit um die vorletzte Jahrhundertwende auf der wissenschaftlichen, literarischen und politischen Bühne machtvoll entfaltete. Einige der Ingredienzen und Argumentationen dieses Geniediskurses, seine Konstruktionselemente, werden im Folgenden freigelegt. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass sich das Erzählen von Geschichte, genauer die Meistergeschichte menschlichen





Fortschritts und irdischer Schöpfungskraft um 1900 – wie auch zu anderen Zeiten –, in zahlreichen Fällen um zentral gesetzte männliche Singulärgestalten rankte. Die sogenannten „Genies“ wurden als Träger, Schöpfer und Garanten von Kultur und Geisteskraft verstanden. Dies drückte sich im Geniediskurs auch in der Präferenz für bestimmte Metapherngruppen aus.

Metaphernfelder der Geniologie

In ihrer rhetorischen Einkleidung wurden „Genies“ häufig als metaphysische Lichtgestalten imaginiert, von denen spätestens ab dem 17. Jahrhundert, mit Erstarken philosophischer Subjektivitäts- und Individualitätskonzeptionen, eine „weltmächtige Ausstrahlungskraft“ ausging, wie Hans Blumenberg in „Licht als Metapher der Wahrheit“ erklärt.¹ Das „Genie“ sei in diesem Moment der Geschichte als durch eine transzendente Kraft Angestrahelter und Selbstleuchtender hervorgetreten. Dies ist auch die historische Phase, in der sich die antike Idee des *genius*, des Genie-Habens, also einer additiven Beigabe Gottes oder der Natur per Geburt, zu der Vorstellung wandelte, eine Person sei ein „Genie“. Bismarck zum Beispiel wurde im deutschsprachigen Raum seit der Reichsgründung und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als „Leitstern“ gefeiert.² Wozu die Nation einen Leitstern benötigt, zeigt ein Zitat des Philosophen Otto Weininger aus dem Jahr 1903 an: „Die Nation orientiert sich an ihren Genien und bildet nach ihnen ihren Idealbegriff von sich selbst, der darum nicht der Leitstern der Hervorragenden selber, wohl aber jener der anderen sein kann.“³ Die Koalition aus Licht und „Genie“ ist langlebig. So finden sich auch 1927 bei Stefan Zweig, in Verbindung mit seinem heroischen Geschichtsblick, Sternenmetaphern: „Immer sind Millionen Menschen innerhalb eines Volkes nötig, damit ein Genius entsteht, immer

1 Hans Blumenberg: Licht als Metapher der Wahrheit. Im Vorfeld der philosophischen Begriffsbildung. In: *Studium generale. Zeitschrift fuer interdisziplinäre Studien* 10,7 (1957), S. 432–447, hier S. 433.

2 Hans Schleier: Überlegungen zur historischen Biographie um die Jahrhundertwende in Deutschland. In: Wolfgang Küttler / Karl-Heinz Noack (Hrsg.): *Historiographieggeschichte als Methodologiegeschichte. Zum 80. Geburtstag von Ernst Engelberg*. Berlin: Akademie 1991, S. 81–87, hier S. 81.

3 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* [1903]. München: Matthes & Seitz 1997, S. 176.





müssen Millionen müßige Weltstunden verrinnen, ehe eine wahrhaft historische, eine Sternstunde der Menschheit in Erscheinung tritt“. Und kurz darauf heißt es: „[I]ch habe sie [solche Sternstunden] so genannt, weil sie leuchtend und unwandelbar wie Sterne die Nacht der Vergänglichkeit überglänzen [...]“.⁴ Zu dieser illuminativen Metaphorik aus dem Astral- und Himmelskörperbereich passt ein Zitat des Philosophen Houston Stewart Chamberlain, der das „Genie“ als „flammende[n] Meteor durch eine Laune der Natur auf die Erde herabgeworfen“ ansah.⁵ Er erklärte außerdem:

In den letzten Jahren hat man entdeckt, dass es in jenen Meerestiefen, zu denen das Sonnenlicht nicht dringt, Fische gibt, welche diese nächtliche Welt auf elektrischem Wege erleuchten; ebenso wird die dunkle Nacht unserer menschlichen Erkenntnis durch die Fackel des Genies erhellt.⁶

Das Genie steht für das Lichtgebende und Sichtbarmachende, das selbst metaphysisch ist, wie der Kulturwissenschaftler Thomas Macho in *Vorbilder* schreibt.⁷ Mit dem Historiker Mitchell G. Ash lässt sich von einem „metaphorischen Kitt“ der Strahlkraft des „Genies“ sprechen, durch den an die Geniefigur angehängtes Wissen plausibilisiert, naturalisiert und als „einzig denkmöglich“ ausgewiesen wurde.⁸ Neben Astralmetaphern springen zwei weitere oft strapazierte Metaphernfelder ins Auge: vergeschlechtlichende Sprachbilder zu Sexualität, Zeugung, Reproduktion, Geburt und Familie sowie Naturelemente-Metaphern. Zahlreiche Texte der Genieforscher waren mit Reproduktionsmetaphern durchtränkt, wie in Formulierungen wie „geistige (Un-)Fruchtbarkeit“ und „fruchtbare Ideen“, „Gedanken empfangen“ und „mit einer Idee schwanger gehen“ oder sie „gebären“. Hierzu gehört auch der Ausdruck, ein „Werk, das das Licht der Welt

4 Stefan Zweig: *Sternstunden der Menschheit. Zwölf historische Miniaturen* [1927]. Frankfurt am Main: Fischer 1982, S. 7–8.

5 Houston Stewart Chamberlain: *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* [1898/99], 2 Bde. München: Bruckmann 1940, S. 320.

6 Ebd., S. 30.

7 Thomas Macho: *Vorbilder*. München: Fink 2011, S. 213–214, 223.

8 Mitchell G. Ash: Die Wissenschaften in der Geschichte der Moderne. Antrittsvorlesung, Wien, 2. April 1998. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 10 (1999), S. 105–129, hier S. 113.





erblickt“ oder „dem das Leben geschenkt“ wird. Auch die Gleichsetzung von philosophischer Fragetechnik und „Hebammenkunst“ (vgl. Sokrates' Mäeutik) spiegelt den dem Femininen zugeordneten Reproduktionsbereich. Vergeschlechtlichende Metaphern blenden körperlich-biologische Prokreation und künstlerisch-geistige Reproduktion diskursiv ineinander; sie effeminieren „geniales“ Schaffen. Das meist männlich gedachte „Genie“ ‚gebiert‘ die (Kunst-)Werke, tritt also quasi in der Mutterrolle eine geistige Vaterschaft an, während Frauen diese Qualifikation und Leistung nicht zuerkannt wird. Sie können der Logik dieser Metaphernreihe zufolge allenfalls auf organisch-irdische Weise Mutter werden. Der deutsch-jüdische Literat Jakob Wassermann schrieb: „Die Frau besitzt keine schöpferische Phantasie. Das ist kein Streitsatz, sondern ein Erfahrungssatz; eine Tatsache, die einem Naturgesetz entspricht. Es ist die Aufgabe der Frau, Mutter zu werden, Leben zu empfangen, Leben zu gebären.“⁹ Wassermann gestand der Frau keine Teilhabe am „Genialen“ zu: „Ihr Werk ist das Kind“.¹⁰ Und auch Georg Lohmer, Psychiater und esoterischer Essayist, schrieb 1912 in „Vom Doppelgeschlecht des künstlerischen Menschen“: „Des Künstlers Kinder aber seien seine Werke, mit ihnen setze er sich in die Zukunft fort“.¹¹ Die Biologin Helga Baisch formulierte in einem Text über die Anthropologie des Genius Ende der 1930er Jahre hierzu passend: „Genialität wird mit Vitalität bezahlt. Die Natur will vom Genius Werke und keine Kinder [...]. Ausnahmemenschen [...] können nicht beides leisten, Kinder und Meisterwerke“.¹² Für die Zeit um 1900 ist typisch, dass das „Weibliche“ rhetorisch-semantisch inkludiert wurde, reale Frauen jedoch vom Geniewesen exkludiert wurden.

9 Jakob Wassermann: Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit [1910]. In: Kurt Wolff (Hrsg.): *Imaginäre Brücken. Studien und Aufsätze*. München: Wolff 1921, S. 85–150, hier S. 140.

10 Ebd.

11 Georg Lohmer: Vom Doppelgeschlecht des künstlerischen Menschen [1912]. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität* XIII,4 (1913), S. 378–506, hier S. 484–485.

12 Helga Baisch: *Wahrsinn oder Wahnsinn des Genius? Sinn und Grenzen der pathographischen und psychographischen Methodik in der Anthropologie des Genius*. Leipzig: Barth 1939, S. 47, 49.





Zur anderen Gruppe der Naturmetaphern gehört das folgende Vulkanbild des Psychologen und Charakterologen Johannes G. Thöne, über das Leistungsphasen und damit korrespondierende Altersstufen von „Genies“ erklärbar werden sollten:

Man kann die Genies mit Vulkanen vergleichen. Wie sich manche Vulkane in einem einmaligen Ausbruche erschöpfen, so erschöpfen sich auch manche Genies in einer einmaligen Leistung. [...] Andere Genies zeigen, anderen Vulkanen entsprechend, eine zwei- bis dreimalige Leistung, und bei noch weniger (Goethe, Beethoven, Bismarck) halten die großen Leistungen den meisten Teil des Lebens hindurch an.¹³

Die verbreitete Rhetorik der Bergmetaphern erblickte in den „Genies“ „Gipfelpunkte der Menschheit“ oder „glühende Alpenfirne“ und hievte sie damit in für gewöhnliche Menschen unerreichbare Höhen. 1897 beschwor Karl August Gerhardi in *Das Wesen des Genies* ein weiteres Bild des Herausragenden: Wir sehen „in der Geschichte der Menschheit, in der Gegenwart wie in der fernsten Vergangenheit, gleichsam aus dem allgemeinen niedrigen Menschheits-Rasen seltene, hohe, leuchtende Erscheinungen weithin bemerkbar emporragen – die Genies“.¹⁴

Flammende Meteore, Fackeln in der Nacht, Leitsterne und eruptive Vulkane – mit Blumenberg werden Metaphern hier als Elemente wissenschaftlicher Inszenierung und Träger von Sehnsuchtpotenzialen und Vermittlungsinstanzen sichtbar. Trotz ihrer scheinbaren Nebensächlichkeit dienten sie dazu, Wissen zu naturalisieren und zu essentialisieren. Das „Genie“ stiftete eine Verbindung zu den Sternen, schien als unendlich-stellarer Möglichkeitsraum auf oder war wie ein Vulkan, der in unregelmäßigen Abständen ausbricht oder gar nicht damit aufhört.

13 Johannes G. Thöne: *Menschen, wie sie sind. Versuch einer modernen Charakterkunde*. Hamburg: Alster 1925, S. 151–152.

14 Karl August Gerhardi: *Das Wesen des Genies*. Jauer / Leipzig: Hellmann 1897, S. 5.





Geisteswissenschaftlicher und biographischer Geniekult: Phänomen und Problem

In den Jahrzehnten um 1900 entstand eine fieberhafte Atmosphäre hinsichtlich des „Genies“. Es fand ein hitziger Wettstreit der Wissenschaften um die möglichst genaue Beschreibung, Definition, Deutung, Konzeptualisierung sowie Funktionalisierbarkeit dieser rätselhaften Wissens- und Wissenschaftsgestalt statt. Neben wissenschaftlichen Texten gab es einen Boom an belletristischen und quasi-wissenschaftlichen Geniebiographien. Aus dem Jahr 1900 findet sich eine Auflistung von „Geisteshelden“, so ihr Titel. (Abb. 1)

Je nach Thesenaufrichtung stellten die Geniewissenschaftler ein anderes Ensemble von Geniefiguren in den Vordergrund. Während manche Strategen oder Staatsmänner wie Caesar oder Napoleon idolisierten, favorisierten andere musikalische Virtuosen wie Wolfgang Amadeus Mozart oder Ludwig van Beethoven, und wieder andere Entdecker wie Christoph Columbus, Religionsstifter wie Jesus oder Dichter wie Johann Wolfgang von Goethe oder William Shakespeare. Die erforschte Personengruppe der „Genies“, ihre Auswahl und Anzahl, variierte von Forschendem zu Forschendem und wurde mit den unterschiedlichsten Umschreibungen versehen. Kursierende Vokabeln und Konzepte, die allesamt einer Elevationslogik und dem Dogma des Superlativen und Männlichen folgten, waren zu dieser Zeit: *Heroes*, *Geisteshelden*, *Führende Geister*, *Grosse Geister*, *Große Männer*, *Great Men* oder *Representative Men*, *Geistesblitze* oder *Das Deutsche Genie*; weitere Begriffe waren: „Genies“, „Genii“, „Eminenzen“, „Geistige“, „Höchstleister“, „Herausragende“, „Repräsentanten des Geistes“, „historische Größen“, „Luxuspersonen“ oder „Superlative der Menschheit“, „Zeitenwender“, „Wahrheitszeugen“, „Umgestalter der Geschichte“, „Welterleuchter“, „Förderer des Menschengeschlechts“, „Extrapersonen“, „Ausnahmemenschen“, „schöpferische Menschen“, „Männerhelden“, „geistige Führer“, „Menschensöhne“, „Gottessöhne“ oder „exzeptionelle Naturen“.¹⁵

15 Die kursiv markierten Begriffe waren Buchtitel oder Teile derselben, vgl. Thomas Carlyle: *On Heroes, Hero-Worship, and The Heroic in History* [1841]. London: Chapman & Hall 1852; Anton Bettelheim (Hrsg.): *Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien*. Berlin: Hofmann 1894; Arthur Schopenhauer: *Über Genie, grosse Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken*. Leipzig: Brockhaus 1891; Georg Gellert: *Große Männer: Geisteshelden aller Völker und Zeiten. Beethoven, Schiller, Friedrich d.*



Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Geisteshelden.

Eine Sammlung von Biographien.

1. **Walther v. d. Vogelweide.** 2. Aufl. Von Prof. A. C. Schönba'ch.
- 2/3. **Hölderlin. * Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Ad. Wilbrandt.
4. **Anzengruber.** 2. Aufl. Von Dr. Anton BetteIheim.
5. **Columbus.** Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
6. **Carlyle.** 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernick.
7. **Jahn.** Von Dr. F. G. Schültheiß. **Preisgekrönt.**
8. **Shakspere.** Von Prof. Dr. Alois Brandl.
9. **Spinoza.** Von Prof. Dr. Wilhelm Volin.
- 10/11. 37/38. **Moltke,** 3 Bde. Von Oberstleutnant Dr. M. Jähns.
12. **Stein.** Von Dr. Fr. Neubauer. **Preisgekrönt.**
- 13/15. **Goethe.** Von Privatdoz. Dr. Rich. M. Meyer. **Preisgekrönt.**
- 16/17. 27. **Luther. I. II, 1.** Von Prof. Dr. Arn. C. Berger.
18. **Cotta.** Von Minister Dr. Albert Schäffle.
19. **Darwin.** Von Prof. Dr. Wilhelm Freyer †.
20. **Montesquieu.** Von Prof. Dr. Alb. Sorel.
21. **Dante.** Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini.
22. **Kepler. * Galilei.** Von Prof. Dr. S. Günther.
23. **Görres.** Von Prof. Dr. J. N. Sepp.
24. **Stanley.** Von Paul Reichard.
- 25/26. **Schopenhauer.** Von Consul Dr. Ed. Grijfesch.
- 28/29. **Schiller.** Von Prof. Dr. Otto Harnack.
- 30/31. **Peter der Grosse.** Von Dr. A. Waliszewski.
32. **Tennyson.** Von Prof. Dr. Emil Koepfel.
33. **Mozart.** Von Prof. Dr. O. Fleischer.
- 34/35. **Lessing.** Von Privatdozent Dr. A. Worinski.
36. **Cizian.** Von Dr. Georg Gronau.
39. **H. v. Humboldt. * L. v. Buch.** Von Prof. Dr. S. Günther.

Preis jedes Bandes: Geheftet M. 2,40; Leinenbd. 3,20; Halbfranzbd. 3,80.


 In Vorbereitung: **Richard Wagner,** von Prof. Dr. Max Koch.

Abb. 1: Werbeseite für „Geistesheldenbiographien“ – Auflistung von Genie-Biographien aus dem Jahr 1900.



Wie die Zusammenstellung offenbart, zeigte sich das Wissensphänomen „Genie“ an der Wende zum 20. Jahrhundert mit begrifflicher Macht und semantischer Potenz: Luxus, Heldisches, Ausnahme / Exzeptionelles, Erleuchten, Wahrheit, Gottessohn und zwar in Wissenschaft, Literatur, Kultur, Politik und in der Biographik. Biographien stillten den Durst der Rezipierenden nach der Entdeckung, Verehrung und Heroisierung und zugleich Verrätselung, Pathologisierung und dem Bemitleiden von Leitpersönlichkeiten.¹⁶ Sie schufen personalisierte Identitätsflächen, ermöglichten Anschaulichkeit, Glaubwürdigkeit und Emotionalität. Der Knackpunkt bei dem oben aufgeführten Vokabelaufgebot und der damaligen Biographienflut ist, dass es nicht um eine Würdigung des Werks des jeweiligen „Genies“ ging, sondern um dessen Person und Persönlichkeit. Die Geschichte des Geniegedankens handelt also nicht von der Geschichte der wissenschaftlichen Rezeption, Auslegung und Wertschätzung ‚genialer Werke‘, sondern von dem Charakter, Werdegang, Schicksal und der Psyche und Lebensgeschichte der Trägerfiguren.

Ann-Christin Bolay hat anhand der Gestalt-Biographik zu bedeutenden Herrscherpersönlichkeiten und Geistesgrößen, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts im Kreis um Stefan George entstand, vorgeführt, dass biographische Schriften mit kollektiven Genie- und Heroenkulten gesättigt waren. Der Clou biographischer Helden Darstellungen innerhalb des George-Kreises, etwa von Schriftstellern wie Friedrich Gundolf, Ernst Bertram oder Ernst H. Kantorowicz, bestand laut Verfasserin darin, dass ihre Genealogie letztlich auf den Mittel- und Zielpunkt, den ‚Meister‘ George selbst, hinführte.¹⁷

Große, W. v. Siemens, Justus v. Liebig, Robert Koch. Berlin: Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften 1906; Wilhelm Ostwald: *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes.* Leipzig: AV 1909; Karl Adolf Brodtbeck: *Geistesblitze grosser Männer. Für freie Denker gesammelt.* Leipzig: Naumann 1889; Ottokar Matura: *Das Deutsche Genie. Neue grundlegende Forschungsergebnisse über Zahl, Vorkommen und Artenreichtum genialer Menschen im völkischen Staat.* Wien: Österreichischer Landesverlag 1941; Ralph Waldo Emerson: *Repräsentanten der Menschheit: Sieben Essays. Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon, Goethe* [1850]. Zürich: Diogenes 1989; ders.: *Uses of Great Men.* In: Israel Gollancz (Hrsg.): *Representative Men.* Edinburgh: Turnbull and Spears 1904, S. 1–27.

¹⁶ Vgl. den Aufsatz von David Keller: Saturn und Lithium. Genialität, Kreativität und Psychopathologie bei Kay Redfield Jamison, in diesem Band.

¹⁷ Ann-Christin Bolay: *Dichter und Helden. Heroisierungsstrategien in der Biographik des George-Kreises.* Würzburg: Ergon 2017.





Über die Gesetze von Heldenanbetung hatte bereits der Historiker Thomas Carlyle nachgedacht; er schrieb in *On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History* von 1841:

Universal History, the history of what man has accomplished in this world, is, at bottom, the History of the Great Men, who have worked here. They were the leaders of men, these great ones; the modellers and in a wide sense creators, of whatsoever the general mass of men contrived to do or to attain.¹⁸

Carlyle spricht hier die Einführung der Fortschrittserzählung auf ‚große Männer‘ an, die als Repräsentanten all dessen eingesetzt werden, von dem Menschen allgemein annehmen, es könne erschaffen oder geleistet werden. Die Geschichtsbetrachtung, die im Zusammenhang mit dem „Genie“ produziert wird, steht in einer Linie mit dem, was der Philosoph Michel Foucault in der *Archäologie des Wissens* 1969 als „Ideengeschichte oder Geschichte des Denkens oder der Wissenschaften oder der Erkenntnisse“ kritisiert hat.¹⁹ In ihr treten Konzepte wie Geist oder Idee als manifeste und abstrakte Größen auf, die quasi naturwüchsig entstanden seien und deren Ensemble die allgemeine globale Geschichte bilde. Diese Geschichte, so der Gedanke weiter, könne von der Wirklichkeit und Wahrheit der Vergangenheit wie eine Wachsplatte abgenommen werden. Foucault zufolge gilt es, die vielen sich überkreuzenden und gegenseitig hervorbringenden Diskursformationen nachzuzeichnen, die Struktur und Möglichkeitsbedingung der großen, unbeweglichen und stummen Sockelsitzer zu analysieren.²⁰

Im Zuge ihrer Verwissenschaftlichung wurde die Gestalt des „Genies“ in den genannten Texten erfunden und entdeckt, bewundert und kritisiert, angerufen und verrätselt, feminisiert und pathologisiert. Dabei erhielt sie unterschiedliche, zum Teil miteinander konkurrierende Bedeutungszuweisungen wie Männlichkeit und Originalität, Europäizität / Westlichkeit und Weißsein, Singularität und Schöpferkraft,

18 Carlyle: *On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History*, S. 1.

19 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens* [1969], aus d. Franz. v. Ulrich Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 33.

20 Ebd., S. 9, 19, 33–34 und passim.





herausragender Intellekt und Exklusivität, Innovation, Phantasiebegabung und Nähe zum „Christlichen“, „Arischen“ und „Übermenschlichen“. Das Genie galt als vom Göttlichen angehaucht und quasigöttlich – trotz der Säkularisierung oder wegen ihr. Wassermann schrieb über den modernen Persönlichkeitskult: „Gierig greift [die Zeit] nach Persönlichem [...]. Nicht umsonst sind wir überschwemmt von Mitteilungen aus dem Privatleben der Künstler. [...] Das Göttliche wird beleidigt, indem man den Menschen vergöttert“.²¹ Aber auch Einsamkeit, Melancholie, Weltfremdheit, materielle Askese, Versehrbarkeit, eine Tendenz zur Entartung, Degeneration und zum Unglücklichsein sowie ein Hang zur Psychopathie und zum Pathologischen gehörten zu diesem Zuschreibungskreis. Letztere dem „Genie“ angedichteten Eigenschaften hatten, strukturell betrachtet, einen effeminierenden, depotenzierenden oder maladisierenden Effekt auf die imaginierte geschlechtliche Verfasstheit des „Genies“.

Die zwei Richtungen, die sich in den genannten Zuweisungen ans „Geniale“ abzeichnen – die Hybridkonstruktion geistiges versus körperliches Genie – erinnern an Kantorowicz' Modell der zwei Körper des Königs, demzufolge in der mittelalterlichen politischen Theologie christliche Denkmuster auf königliche Herrschaftsstrukturen übertragen wurden. In dieser Konzeption werde der Körper des Souveräns gespalten: in einen superior-heimnisvollen spirituell-geistigen, heiligen, ewigen, überirdischen Part, der per Vererbung weitergegeben werden konnte und niemals starb, und einen unvollkommenen natürlichen, verletzbaren, irdisch-sterblichen Part, der bei bestimmten Vergehen nach menschlichem Gesetz sanktioniert (z. B. dekapitiert oder erhängt) werden durfte.²²

Woher kam das Begehren, der Persönlichkeit des „Genies“ so viel mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden zu lassen als dessen Werk? Das Wort „Genie“ fungierte in wissenschaftlichen Zusammenhängen und Literaturen, aber auch im Kontext von Psychotechnik, Intelligenztests oder, wie Macho beschrieben hat, der ersten Nobelpreisverleihung

21 Wassermann: *Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit*, S. 136.

22 Ernst Hartwig Kantorowicz: *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters* [1957], aus d. Engl. v. Walter Theimer. Frankfurt am Main: dtv 1994.





1901,²³ als Ikone, Label, Prädikat, Ehrentitel oder Nimbus. Es wurde einer Person wie ein Orden oder eine Medaille verliehen. Geisteswissenschaftliche Genieforschung und -literatur um 1900 stellen sich als ein historischer Bereich dar, dessen Akteure von der Nobilitierung, Auszeichnung, Krönung, Privilegierung und Sanktifizierung berühmter Männer nahezu besessen waren. Das dies kultische Prozesse beinhaltete, die von ihrem Selbstverständnis her gar nicht in den Bereich der Wissenschaft gehörten, wurde nur selten mitreflektiert. Und noch etwas wurde selten bedacht: Im modernen Denken untersucht der Forschende quasi sich selbst als Mensch, er hat nur bedingt Abstand zu seinem Untersuchungsobjekt, da er es selbst *ist*. Die transzendentalen Erkenntnisbedingungen werden im empirischen Menschen selbst, das heißt in seiner Natur oder Geschichte, gesucht. Erkennendes Subjekt und erkanntes Wissensobjekt fallen zusammen. Foucault nennt dies die Doppelfunktion des Menschen als „empirisch-transzendente Doublette“. Durch das Problem der empirisch-transzendentalen Vermischung seien die Inhalte der Erfahrungen bereits ihre eigenen Bedingungen. In einem Kurzschluss produziere der Mensch selbst Wahrheit, Kultur und seine Geschichte.²⁴ In der Genieforschung um 1900 erkannte der forschende Mensch sich nicht nur als „Mensch“, sondern als „Genie“. Dies bedingte, dass der Geniewissenschaftler seinem eigenen Ideal und Idol zu entsprechen suchte; er strebte danach, mit seinem Untersuchungsobjekt, dem „Genie“, zu verschmelzen.²⁵ Das bedeutet, dass Selbstanteile, Vorwissen, Wünsche und Projektionen mit in das Wissen über „Genie“ eingebracht wurden. Und dies,

23 Zur historisierenden Kritik am Intelligenzbegriff vgl. Stephen Jay Gould: *Der falsch vermessene Mensch* [1981], aus d. Engl. v. Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983; Thomas Macho: *Der Kultus einer Geniereligion. Hundert Jahre Nobelpreis*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 01./02.12.2001, S. 83.

24 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* [1966], aus d. Franz. v. Ulrich Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, S. 413, 384–388.

25 Wilhelm von Humboldt transformierte Teile des Geniebegriffs des selbstbestimmten, vernunftgeleiteten Individuums in das Humboldt'sche „Bildungsideal“, d. h. nicht nur Künstler, sondern auch Wissenschaftler wurden als „Genie“ adressiert: Wissenschaft solle aus der „Tiefe des Geistes heraus geschaffen“ werden und der „moralischen Cultur der Nation“ dienlich sein. (Vgl. Wilhelm von Humboldt: Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin [1809/10]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. d. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 10. Berlin: Behr 1903, S. 250–256.)





obwohl das moderne Ideal wissenschaftlicher Objektivität, Neutralität, Rationalität sowie analytischer Distanz, Immunität und des Positivismus – dem trotz der angesteuerten Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften gerade auch Geisteswissenschaftler nahefernten – dies hätte unterbinden müssen.

Eine ähnliche Dynamik unterstellte der Historiker Julian Hirsch in seiner Monographie *Die Genesis des Ruhmes* von 1914, in der er sich mit der „historisch-biographischen Wissenschaft als ruhm bildender Faktor“ und dem kollektivpsychologischen Phänomen des posthumen „Verehrungstriebes“ der ‚Masse‘ und deren „Bewunderungssucht“ für verstorbene Eminenzen auseinandersetzte. „Die Mythisierung eminenter Individuen beschränkt sich nicht auf Epochen, denen die Fähigkeit zu methodischer Kritik abgeht. Der stets lebendige Verehrungstrieb hat im modernen Geniekult neue Formen des Mythisierens gefunden.“²⁶ Biographische Bilder über Genies würden leicht verzerrt, indem der Biograph in der besprochenen Persönlichkeit und dem Werk seines Helden Züge aufspüre, „die seinen eigenen, des Biographen, Wesen verwandt“ seien. Bei besonders „scharf ausgeprägten“ Biographenpersönlichkeiten führe dies dazu, dass „der Biographisierte ihm selber immer ähnlicher werde“.²⁷

Der Wiener Wissenschaftsphilosoph und sozialistisch orientierte Volkshochschuldozent Edgar Zilsel nahm diesen Gedanken in seiner Monographie *Die Geniereligion* aus dem Jahr 1918 auf.²⁸ Auch er zeigte sich irritiert von der übermäßigen Präsenz respektive Repräsentanz „verstorbener Genies“ in Kultur und Wissenschaft der späten Kriegszeit:

[Wir leben] doch alle in ständiger Berührung mit dem Persönlichkeitskult und seinen Äußerungen. In den Schaufenstern unserer Buchhandlungen

26 Julian Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte*. Leipzig: Barth 1914, S.68–69.

27 Ebd., S.209–210.

28 Für einen Vergleich der Geniekritiken der beiden Autoren, siehe Julia Barbara Köhne: *Missed Reference. Comparing Julian Hirsch's and Edgar Zilsel's Analyses of the Glorification of Personalities*. In: Elisabeth Nemeth / Donata Romizi / Monika Wulz (Hrsg.): *Edgar Zilsel. Philosopher, Historian, Sociologist*. Heidelberg: Springer, im Erscheinen.





können wir die Biographien und Briefe Goethes, Beethovens, Schopenhauers, Wagners erblicken. [...] In unseren Ansichtskartenläden können wir die Bilder der großen Männer einzeln um billiges Geld ersehen; illustrierte Zeitschriften, kritische Aufsätze und Broschüren sammeln die Getrennten und schildern uns immer wieder die abgeschiedenen Genies, wie sie im Himmel zu Versammlungen zusammengetreten sind [...]. Kurz, unserem Publikum ist Genieverehrung nicht anstößig, denn sie erscheint ihm sogar selbstverständlich. Im Begriff des Genies sehen wir kein Problem verborgen, unsere Literatur und unser Zeitgeist hat ihn sich vollständig zu eigen gemacht, von Befremden, geschweige von Ablehnung ist nicht die Rede. [...] Wenn wir uns selbst auch kaum bewußt scheinen, wie sehr wir Genieverehrer sind, so ist doch unser Geniebegriff für den Kulturhistoriker nicht unwichtig; die volle Bedeutsamkeit solcher halb unbewußter Leitideen fällt aber erst beim Rückblick auf vergangene Zeiten recht in die Augen.²⁹

Zinsel erblickte in der Anbetung verstorbener Genies, in der „geschichtlichen Wiedergeburt eines Toten“,³⁰ eine „perspektivische Verzerrung der Größenverhältnisse“. Diese habe zur „Verbreitung der Idee vom menschlichen Fortschritt erheblich beigetragen“. Die „irrationalistische Geniebegeisterung“ sei ein „Gebilde der Gemütsbedürfnisse“,³² das auf der „Sehnsucht nach ewigem Leben sowie d[em] Verlangen nach einer posthumen Vergeltung und einem unfehlbaren Totengericht“ fuße. „Denn die Nachwelt erkennt ja nicht eine schon vorhandene Bedeutsamkeit, sondern sie selbst *schafft* sie erst.“³³ Die Genieverehrung wies in Zinsels Augen eine „religionsähnliche Natur“ auf.³⁴ „Jene Genies waren für ihre Sache begeistert, die Genieschwärmer aber sind für diese Begeisterung begeistert: sie haben eine Religion, die keinen Gott kennt, sondern zu den Frommen betet.“³⁵ Zinsel kritisierte

29 Edgar Zinsel: *Die Geniereligion. Ein kritischer Versuch über das moderne Persönlichkeitsideal, mit einer historischen Begründung* [1918], hrsg. u. eingeleitet v. Johann Dvořák. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 51–52.

30 Ebd., S. 76.

31 Ebd., S. 70.

32 Ebd., S. 53.

33 Ebd., S. 74 (Herv. i. Orig.).

34 Ebd., S. 53.

35 Ebd., S. 198.





die mit der Geniereliosität einhergehende „Verachtung der Menge“³⁶ und Exklusion ‚Anderer‘, bei der das eigene, erkennende Selbst aufgewertet, eine eigenständige geistige Tätigkeit jedoch vereitelt werde. Zilsels Zitat umreißt eine Denkbewegung, der es sich lohnt weiter nachzugehen: nämlich den Geniekult als „halb unbewusste Leitidee“ in seiner „vollen Bedeutsamkeit“ für einen bestimmten Zeitraum unserer Kultur- und Wissenschaftsgeschichte zu beschreiben. Den Geniekult, wie er sich in geisteswissenschaftlichen Texten und Literaturen aus der Jahrhundertwendezeit um 1900 äußerte. Diese Zeitebene setzt sich von der weitaus bekannteren Szenerie der „Genie- oder Schöpfungsästhetik“ des Sturm und Drang und der Romantik in den Jahrzehnten um 1800 ab. Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive ist diese hinreichend gut erforscht. Das romantische „Universalgenie“ wurde um 1800 in Literatur, Poetik und Philosophie durch Schlagworte wie Originalität, Intuition und Gefühl, das Naturhafte, Mystische und Wunderbare sowie Spiritualität, Souveränität, Autorschaft, Autonomie, Leidenschaft, Einbildungskraft, Künstlertum, Individualität, Sensibilität und Androgynität beschrieben.³⁷ Diese Zuschreibungen wurden im geisteswissenschaftlichen Geniediskurs in den Jahrzehnten um 1900, der seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten folgte und andere konzeptuelle, rhetorische und symbolische Figurationen sowie politische Implikationen umfasste, verschoben³⁸ – was zeit- und kulturgeschichtliche sowie wissenschaftspolitische Gründe hatte, wie im Weiteren entfaltet wird.

36 Zilsel: *Die Geniereligion*, S. 51.

37 Vgl. z. B. Ina Schabert (Hrsg.): *Autorschaft. Genus und Genie in der Zeit um 1800*. Berlin: Schmidt 1994; Günter Peters: *Der zerrissene Engel. Genieästhetik und literarische Selbstdarstellung im achtzehnten Jahrhundert* [1981]. Stuttgart: Metzler 1982; Christina Juliane Fleck: *Genie und Wahrheit. Der Geniegedanke im Sturm und Drang*. Marburg: Tectum 2006.

38 In Ansätzen wird dies beispielsweise beleuchtet von Jochen Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*, Bd. 2. Darmstadt: WBG 1985; Günter Blamberger: *Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile? Studien zur Literaturgeschichte der Kreativität zwischen Goethezeit und Moderne*. Stuttgart: Metzler 1991; Ernst Kris / Otto Kurz: *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch* [1934]. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995.





Das Genie als Selbstbespiegelungsfigur der Geisteswissenschaften

Aus welchem Grund besprachen Geisteswissenschaftler unterschiedlichster akademischer Fächer sowie außeruniversitäre Forscher, Denker und Literaten das „Genie“ in langen und aufwendigen Texten? Warum war das „Genie“ ein solch präferierter Topos? Worin bestanden die sekundären Effekte beziehungsweise der Gewinn für die untersuchenden Wissenschaften selbst? Wie bereits zu sehen war, kann die Antwort darauf nur mehrfächrig ausfallen. Das „Genie“ stellte nicht nur auf der biographischen und philosophisch-religiösen Ebene, sondern auch geisteswissenschaftsintern eine wichtige Bezugsfigur dar. Die wissenschaftspolitische Funktion des „Genies“ bestand darin, dass es als Medium der Selbstbespiegelung fungierte. Es legitimierte die es verwissenschaftlichenden Autoren und Wissenschaften und half auf inhaltlicher und symbolisch-ikonographischer Ebene bei der Herausbildung akademischer Fächer und Teildisziplinen sowie Forschungsinstitutionen – als deren Galionsfigur. Neuere Wissenschaftsformen und Wissenschaften vergegenwärtigten sich mit ihrer Hilfe ihre eigenen intellektuellen und schöpferischen Kräfte – per ihre Vorbilder nachahmender Selbstgenialisierung. Geisteswissenschaftler und Geniebiographen erhofften sich von der Geniefigur ein Abfärben des „Genialen“ auf das eigene Betätigungsfeld und die eigene Person – etwa in Form einer Aneignung von Genieattributen. Oder sie wünschten, umgekehrt, dass ihr wissenschaftliches Selbst sich dem „Genialen“ anverwandle. Dies ging vonstatten, indem sich die Geisteswissenschaften im Rückbezug auf die ‚großen Männer der Geschichte‘ als quasi genialisch erlebten – diese Abfärbungslogik haftete dem Geniediskurs schon lange vorher an. Getreu dem Motto: Wer das „Genie“ am besten begreift, wer seine Rezeptur zu benennen vermag, verfügt auch selbst über ähnliche Qualitäten und Sonderbegabungen und gehört dementsprechend nobilitiert und ist darüber hinaus potenziell zum Beherrschen neuer Wissenschaftsfelder befähigt.

Nicht wenige Autoren behaupteten, wer das „Genie“ erkennen, ihm sein Geheimnis streitig machen und seine ‚Bauart‘ bestimmen könne, dem eigneten selbst „kongeniale“ Züge. Wassermann konstatierte: Genie zu sein „setzt nicht nur eine gewaltige Arbeit, einen heiligen Ernst voraus, eine Kraft zur Entsagung und einen Willen zur Einsamkeit und Selbstvertiefung [...], sondern es fordert auch bei den





Empfangenden eine Eigenschaft, die fast Kongenialität zu nennen ist und die sich natürlich nur bei erwählten Geistern findet“.³⁹ Wassermann greift hier einen viel zitierten Topos auf, der besagt, dass nur ein Genieverehrer, ein ebenfalls vom „Genialen“ angehauchter „Empfangender“, das „Genie“ erkennen könne. Für stumpfere Gemüter bleibe es unsichtbar.

Mit dem Wissenschaftstheoretiker und Mediziner Ludwik Fleck lässt sich von einem sakralisierenden „eigentümlichen Denkzauber“ des Geniebegriffs sprechen:

Der grundlegende Punkt ist, daß ein technischer Terminus innerhalb eines Denkkollektivs etwas mehr ausdrückt, als seine logische Definition enthält: Er besitzt eine bestimmte spezifische Kraft, er ist nicht bloß Name, sondern auch Schlagwort oder Symbol, er besitzt etwas, was ich einen eigentümlichen Denkzauber nennen möchte.⁴⁰

Das „Genie“ als wissenschaftlicher und literarisch-philosophischer Terminus ging nicht in rational-logischen Erklärungen auf, sondern transportierte als Symbol und Schlagwort Mehrbedeutung, ein Surplus. Es war ein imaginiertes Idealbild und suggerierte Autorität und zugleich Zauber. Mit Fleck lässt es sich als Teil eines bestimmten „Denkstils“ – einer „Zirkulation von Ideen und sozialen Praktiken und die aus ihnen resultierende unbewußte stilgemäße Konditionierung von Wahrnehmung, Denken und Handeln der Forscher“⁴¹ – adressieren. Der Genie-„Wortzauber“ half bei der Errichtung eines lokalen „Denkkollektivs“, wobei er die Verständigungsgrenzen zwischen Denkkollektiven auch überbrückte. Das historische, biographische, anekdotische und dogmatische, gleichsam magische Geniewissen überstieg disziplinäre Grenzen; in ihm verbanden sich Wissenschafts- und Kulturtheorie. Die dem Denkzauber des Geniebegriffs Erliegenden wurden im Sinne Flecks durch eine „Kollektivstimmung“ oder

39 Wassermann: *Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit*, S. 107.

40 Ludwik Fleck: *Das Problem einer Theorie des Erkennens*. In: Ders.: *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze* [1936], hrsg. v. Lothar Schäfer / Thomas Schnelle. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983, S. 84–127, hier S. 110.

41 Sylwia Werner / Claus Zittel: *Einleitung. Denkstile und Tatsachen*. In: Ludwik Fleck: *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hrsg. v. dens. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2011, S. 9–38, hier S. 19.





„Stimmungskameradschaft“ verbunden, die die Professionalisierung von Wissensinstitutionen beförderte.

Der Rekurs auf die abstrakte Geniefigur war ein Stabilisierungsversuch, bei dem Genieeigenschaften wie Originalität, Objektivität, Selbstursprünglichkeit, Freiheit, Unabhängigkeit, Phantasie, Inventivität, Flexibilität in ideale Vorstellungen von Wissen und Wissenschaftlichkeit eingebunden wurden. Bildlich gesprochen war der Forschungsbetrieb Trittbettfahlerin auf dem erfolgreichen Waggon des „Genies“. Die Koppelung mit „Genie“ beschleunigte die gesellschaftliche Akzeptanz geisteswissenschaftlicher Forschung und sekundär auch ihrer politischen Implikationen. Selbstschöpfung per Selbstgenialisierung des selbstbewussten männlichen, antijüdischen und antifemininen Wissenschaftssubjekts war das imaginäre Ziel dieses Denkkollektivs. Ein solcher Telos wurde vor allem angesichts der Unsicherheiten aufgrund der Neustrukturierung der Wissenschaften benötigt, in denen Disziplinen nach einem Weg suchten, um sich mithilfe bestimmter Themen und methodischer Innovationen in der *scientific community* zu etablieren und zu bewähren.

Konzeptuelle Figurationen, Autoren der Genieforschung und soziokulturelle Funktion des Genies

Die Periode 1898 bis 1918, als Teil des Wilhelminischen Zeitalters beziehungsweise der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, stellt sich als Untersuchungszeitraum des damaligen Geniediskurses als besonders prägnant heraus. Denn dieser von der Forschung relativ vernachlässigten Genieperiode lassen sich mehr als 200 Titel zurechnen, die das „Genie“ in geisteswissenschaftlicher Perspektive ausleuchten. Die Genieforschung um 1900 erscheint als ein gespreiztes transdisziplinäres Untersuchungsobjekt, das sich aus zahlreichen, auch widersprüchlichen Facetten zusammensetzt. Sie umfasst solch unterschiedliche Disziplinen wie Philosophie, Soziologie, Anthropologie und Empirie, (Begabten-)Psychologie und Pathographie, Biologie, Vererbungslehre und Phrenologie, Sexualwissenschaft sowie Religionswissenschaft und Geschichtswissenschaft.

Die in die Genieforschung involvierten Theoretiker lassen sich tendenziell zwei Positionen zuordnen. Zu der einen gehören Denker, die an das „Genie“ als Retter, Erlöser von Gesellschaft und Erschaffer





von Kultur glaubten – namentlich handelt es sich zum Beispiel um Hans Blüher, Houston Stewart Chamberlain und Otto Weininger. In ihren Schriften wurde das „Genie“ zu einem gesellschaftlichen und wissenschaftlich-philosophischen Hoffnungsträger stilisiert, der sich dadurch auszeichnet, Neues erzeugen und Ungewolltes wegdrängen zu können. Der Philosoph Jacques Derrida formuliert eine ähnliche Überlegung in *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie*, wie folgt: Das Genie könne einem (absoluten) „Ereignis Statt geben“; es könne „die absolute Mutation und Diskontinuität des ganz ‚Anderen‘ heraufkommen beziehungsweise geschehen“ lassen.⁴²

Zu der anderen, skeptisch-kulturkritischen Position lassen sich Denker zählen, die die Funktion des „Genies“ in Relation zu modernen sozialen Utopien und Problematiken wie Antisemitismus, wissenschaftsintern und -extern wahrgenommener „Überfremdung“ und der sogenannten Frauenfrage beschrieben. Hierzu zählen Walter Benjamin, Julian Hirsch, Edgar Zilsel und in Teilen Jakob Wassermann. Sie wiesen ein Gespür dafür auf, was der realpolitische Preis für das Aufrichten weniger „Genies“ war. Bei Lektüren ihrer Schriften stellt sich heraus, dass das „Jüdische“, „Weibliche“ und die „Masse“ das ‚Andere‘, das Negativ des „Genies“ bildeten. So wurden Frauen und Juden zu dieser Zeit beinahe einhellig aus der Gruppe der Genieanwärter exkludiert.

Für die außerakademische Ebene wird durch ihre Studien klar, welche kollektiven Ängste und Bedrohungsszenarien sowie soziokulturellen Versprechen, Hoffnungen und Zukunftspantasien der Jahrhundertchwelle um 1900 in den wissenschaftlichen Codierungen des „Genies“ gespeichert waren. In einer symptomatologischen Lesart wird hierdurch etwas über den Status Quo, den Selbstentwurf und die Visionen dieser Zeitphase deutscher und österreichischer Kultur und Identität sichtbar. Neben der bereits besprochenen wissenschaftspolitischen Funktion für die intellektuelle Gemeinschaft erfüllte der Geniekultus in dieser Zeit auch zeitgeschichtliche und politische Funktionen. Im Weiteren werden zunächst fünf Problemfragen dargelegt, die das Genie überstieg. Denn der Geniediskurs parierte drängende

42 Jacques Derrida: *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie. Die Geheimnisse des Archivs* [2003], aus d. Franz. v. Markus Sedlaczek. Wien: Passagen 2006, S. 52, 74.





soziokulturelle Fragen, Probleme und Strömungen um 1900 und reagierte auf Umbrüche, Umwälzungen und Umwertungen. Im Kontext von Säkularisierung, *fin-de-siècle*-Stimmung und der Rationalisierung der Welt durch die Naturwissenschaften stellte das „Genie“ eine sakrale Gestalt in einer eigens erdachten „Geniereligion“ dar, wie Zilsel und Hirsch bemerkten. Diese stillte in der säkularisierten Moderne das Bedürfnis nach religiösen Instanzen wie Halbgöttern oder Religionsstiftern und nach Erlösung und Errettung sowie die Sehnsucht bezüglich eines Lebens nach dem Tod. Die diskursive Existenz des „Genies“ funktionierte nach Zilsel aufgrund religiös-dogmatischer Bedingungen und setzte Glauben, Verehrung und Enthusiasmus der verehrenden Gemeinde voraus. Wie bereits gezeigt wurde, beschrieb der Philosoph die „Geniereligion“ als Reaktion auf entsakralisierende Strömungen, als bewusste oder unbewusste (Text-) Strategie, geschaffen von meist männlichen Wissenschaftlern, um ein anti-egalitäres Residuum des metaphysischen Denkens zu errichten. Eine hierzu passende Erlöserfigur, namentlich den „Männerhelden“, entwarf der psychologisch und soziologisch ausgerichtete Schriftsteller Hans Blüher, unter anderem in seiner Studie *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen* von 1912.⁴³ Mit seinem Vergesellschaftungsmodell des homoerotischen Männerbunds, das von der Figur des „Männerhelden“ gekrönt wurde, schuf er ein irdisches Pendant zum überirdischen Genieolymp, wie ihn Zilsel kritisierte.⁴⁴ Die christologischen Metaphern, die er mit dem opferbereiten „Männerhelden“ assoziierte, zielten letztlich darauf ab, ihn als kulturschaffenden Quasi-Gott und Staatslenker zu installieren. In der sublimierten Erotik des Jugendbunds setzte Blüher den Ausgangspunkt für seine Utopie eines rein männlichen, homoerotisch strukturierten Staates der Super-Individuen, wie die Kulturhistorikerin Claudia Bruns ausführlicher in *Politik des Eros* gezeigt hat.⁴⁵ Ebenso wie Frauen, die Blüher abwechselnd als „Verführerinnen“ oder „Ehefrauen“ (Kalypso

43 Vgl. hierzu den Aufsatz von Claudia Bruns: Einige Anmerkungen zur Verbindung von Ästhetik, Politik und Geschlecht im Geniediskurs, in diesem Band.

44 Hans Blüher: *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion*. Berlin: Weise 1912, S. 12–14, 30, 71, 99–108.

45 Claudia Bruns: *Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934)*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2008.





oder Penelope) einstuft,⁴⁶ wurden jüdische Menschen aus der Vorstellung des exklusiven nationalen Gebildes des Männerbunds ausgeklammert, der jenseits allen Weiblichen, Jüdischen und Sexuell-Körperlichen liegen sollte. Damit reagierte das Geniekonzept auf die Erste Welle der Frauenbewegung und die mit ihr korrespondierende Aufweichung der Geschlechterkategorie. Gekoppelt wurde der Antifeminismus mit rassistischem Antisemitismus, wie beispielsweise von Chamberlain 1898 in *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* entworfen. Auch Weininger philosophierte zu dieser Verbindung und goss seine Aussagen in ein Pyramidensystem, einen Stufenplan für Geniepräzedenzen, an dessen Spitze der christliche Religionsstifter thronte. Der manipulative Aspekt und propagandistische Impetus der Geniefigur, der Juden und Jüdinnen exkludierte, trat nach der Jahrhundertwende und bis in die 1930er Jahre immer deutlicher hervor. Zudem ‚antwortete‘ das spätere Geniedenken auf die nationale Frage insofern, als die „Geniedogmatik“ exzellenten Nachwuchs und dessen Züchtungsmöglichkeit versprach (siehe hierzu Schriften von Ludwig Flügge und Ottokar Matura), was vor allem nach den personellen Verlusten des Ersten Weltkriegs von großer Relevanz war.

Das „Genie“ ermöglichte aber auch, auf Ängste vor der Demokratisierung und auf die Depotenzierung des Adels zu reagieren, auf den Abschied von alten genealogischen Ordnungsweisen, indem es eine neue Familiarität jenseits des „genealogischen Prinzips“ vorstellte, wie sich mit Macho sagen lässt.⁴⁷ Gemeint ist die Vorstellung, die „Genies“ verbrüdeten sich und träfen sich nach ihrem Tod im Jenseits. Die überirdische Vereinigung der mitunter zeitlebens verkannten und vereinsamten „Genies“ wurde als Pendant zum irdischen Familiendasein entworfen, das dadurch obsolet würde. Da um 1900 die Praxis, Fragen der Abstammung, der Herkunft und des Ursprungs vom Göttlichen abzuleiten, durch darwinistische und Vererbungstheorien erschüttert worden war, wurde das „Genie“ als *sui generis*, als selbstursprünglich,

46 Hans Blüher: *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert* [1917], Bd. 1: Typus inversus. Jena: Diederichs 1919, S. 20–21, 81.

47 Thomas Macho: Stammbäume, Freiheitsbäume und Geniereligion. Anmerkungen zur Geschichte genealogischer Systeme. In: Sigrid Weigel (Hrsg.): *Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte*. Berlin: Akademie 2002, S. 15–43.





also das genealogische Prinzip überschreitend, gedacht. Teilweise wurden aber auch vergangene genealogische Muster reaktiviert und das „Genie“ entweder als natur- oder gottgegeben – als sprichwörtliches „Genie von Gottes Gnaden“ – inszeniert. Als deren Leitfigur konnte das sich selbst setzende oder von Gott eingesetzte „Genie“ nicht nur den Wissenschaften und Literaturen, sondern auch der Nation bei ihrer Selbstzeugung und Selbstinthronisierung behilflich sein. Schließlich ersann die Genieforschung einen Weg, „Genie“ zu kollektivieren und auf einen imaginierten „genial-arischen“ Gemeinschaftskörper zu übertragen, wovon das kommende Unterkapitel handelt. Der Trick der Geniefigur und der strategische Vorteil ihrer geisteswissenschaftlichen, soziokulturellen und politischen Instrumentalisierung bestanden darin, dass sie all die genannten Fragen nach Genealogie, Geschlecht, „Rasse“ und Nation überstieg. Denn sie wurde symbolisch mit dem Rationalen, Objektiven, Neutralen, „Geschlechtslosen“, Reinen, Superioren, Transzendenten und Göttlichen verknüpft. Die Naturwissenschaftshistorikerin und Geschlechterforscherin Donna Haraway hat in einem anderen Zusammenhang für die Illusion einer objektiv-transzendenten Perspektive und Wahrheit in den Naturwissenschaften und ihrer patriarchal-autoritären, hierarchischen Blickweise den Terminus „god-trick“ geprägt – alles von nirgendwo aus sehen können.⁴⁸ Ob als sich selbst erzeugendes Hyperindividuum, selbstursprünglich und *self-made*, das eine eigene genealogische und familiale Linie begründet; ob als „arisierter“ neuer „Männerheld“, der alles „Jüdisch-Weibliche“ negiert; ob als Quasi-Gott, der durch sein schöpferisches Werk und seine Geistigkeit über Körperlichkeit und Sterblichkeit erhaben ist; oder als Züchtungsvorlage für neue „arisch-christliche“ Führerpersönlichkeiten – das „Genie“ wurde zu einer Figur erhoben, die jenseits all dieser Problemkreise lag. Und es vermochte anscheinend eine neue originelle, zukunftsweisende, fruchtbringende und regenerative Richtung vorzugeben. Das „Genie“ fungierte gewissermaßen als Joker. Es stand für den Wunsch, Überblick zu haben, unverletzbar zu sein und sich selbst zu erneuern. Es wurde mit Problemlösung, Sinnfindung und geistiger Potenz verbunden und bot damit einen Ersatz für säkularisierte religiöse Gefühle.

48 Donna Haraway: The Persistence of Vision. In: Nicholas Mirzoeff (Hrsg.): *The Visual Culture Reader*. London: Routledge 2002, S. 678–684, hier S. 678.





Denn es machte – durch die auf seine Verehrer übertragene Unsterblichkeitsphantasie – die Notwendigkeit obsolet, sich mit der eigenen Limitiertheit und Endlichkeit auseinanderzusetzen. Im Rahmen wissenschaftlicher, wissenschaftspolitischer, soziokultureller und politischer Modernisierungen um 1900 und ihrer Krisendiskurse und Erschöpfungsphänomene verkörperte das „Genie“ die benötigten Antworten.

Zeitgeschichtliche Verlängerung: Rassifizierung, Kollektivierung und Züchtung des Genies

In seiner Monographie *Die Geniereligion* von 1918 umkreiste Zinsel das Problem des modernen Persönlichkeitsideals und des geniebegeisterten Gelehrtentums. Er analysierte die Figur des „Genies“ als Ergebnis sozialer Bedingungen, die durch öffentliche Meinung und nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten generiert werde.⁴⁹ Ein Teil der zeitgenössischen Literatengemeinschaft sei dem „Gloriaideal“ verfallen, so Zinsel. Durch die Verleihung des Ruhmestitels „Genie“ sicherten sich diese Literaten zugleich ihre eigene Herrschaft als „connaissure“. Zinsel illustrierte die religiöse Durchtränkung der Geniefigur nicht ohne humorigen Unterton:

Da kommt der moderne Geniepriester hereingestolpert, einen Wertmaßstab in der Hand, gleich einem Schulmeister; wer ‚schauen‘ kann, ist ein ‚Genie‘, wer das Geheimnis der Erkenntnis vorzieht, eine tiefe Persönlichkeit, die übrigen Denker dagegen werden als seichte Dutzendmensen in die letzte Bank der philosophischen Schulstube verwiesen.⁵⁰

Der Volkshochschullehrer befand die Genieverehrung jedoch nicht nur als Ärgernis, sondern überdies für gefährlich. So warnte er am Ende des Buches, die künstliche Erhebung einiger Weniger und die Selbstgenialisierungstendenzen von Genieautoren sowie „Unwissenheit und tiefe Vorurteile [wie sie etwa bei dem Geniebewunderer

49 Monika Wulz: The Material Memory of History. In: *Studies in East European Thoughts* 64 (2012), S. 91–105.

50 Edgar Zinsel: *Die Entstehung des Geniebegriffes. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus*. Tübingen: Mohr 1926, S. 232.





Chamberlain aufträten; würden] mit Glück und Blut der Nebenmenschen bezahlt“.⁵¹ Zilsel empfand die kulturpolitische und literarische Funktionalisierung des elitären und exklusiven Geniekults als unlauter und irrationalistisch. Menschen gäben aufgrund dieser Verehrungsweise ihre eigenen Ziele preis, erniedrigten sich selbst und ruhten sich im Glanz der Genieherrlichkeit aus. Er schrieb, dass der „Begriff der genialen Persönlichkeit und der Tiefe“ „für unser Zeitalter“ eine „arge Gefahr“ bedeuteten.⁵² Und in der Tat lassen sich die in die Genieschriften eingeschlossenen rassistischen und rassenhygienischen, antisemitischen und antifeministischen Auffassungen als eine der Grundlagen für eine Gewalt und Radikalität vereinende politische Programmatik interpretieren, auf die die Nationalsozialisten zurückgreifen und die sie ‚verwirklichen‘ konnten.

Die zeitgeschichtliche Verlängerung des oben skizzierten Geniewissens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zeigt eine komplexe wechselseitige Verschaltung von Wissenschaft, Macht und politischen Zielen. Das in der wissenschaftlichen Genieforschung erzeugte Wissen und die mit ihm verbundenen Exklusions- und Normierungsbestrebungen strahlten in die politische Sphäre aus. Wissenschaftliche und literarische Wissenskultur dienten als Ressource für politisch-staatliche Programme. Der Geniekult kann als Beförderer von Macht- und Handlungsfeldern und als Katalysator für erstarrende rassenpolitische Machtstrukturen und ‚Projekte‘ des Faschismus beziehungsweise Austrofaschismus angesehen werden. Das „Genie“ half also nicht nur beim disziplinären Umbau von Wissensinstitutionen, sondern wirkte auch als ideologische Machttechnik bei der staatlichen Bevölkerungspolitik, die zunehmend auf Selektion und „Reinrassigkeit“ zielte.

Bereits in Schriften Chamberlains (1898) und Weiningers (1903), zunehmend aber seit den 1920er Jahren, wurde das Denken zur Geniefrage immer stärker mit vererbungs- und rassentheoretischen sowie volkshygienischen Beherrschungsrhetoriken verknüpft. Im gleichen Zug, in dem das „Genie“ aufgewertet und mit positiven Eigenschaften angereichert wurde, wurden – wie auf einer Waage – die sogenannten „Normalmenschen“, „Durchschnittstypen“, „Dutzendmenschen“, „Menschen der Mitte“, der „Menschheitsrasen“ und die

51 Ebd., S.233.

52 Ebd.





„Massen“ abgewertet. Wie bereits gesagt, galten die Kategorien des „Jüdischen“, „Weiblichen“ und „Massenhaften“ als prinzipiell nicht-genial; Frauen und Juden wurden aus der Genieanwartschaft ausgeklammert. Und der Geniediskurs beförderte das Bestreben, dies als ‚natürlichen‘ Vorgang erscheinen zu lassen.

Als einer weniger Wissenschaftler kritisierte der Soziologe Theodor Geiger im Jahr 1926 die Verschmelzung von Genie- und Führerkult.⁵³ Er ging davon aus, dass Genievorstellungen in der Weimarer Republik immer mehr vom Streben der Bevölkerung nach Selbstentmündigung,⁵⁴ politischen Autoritäten und „genialen“ Führungspersönlichkeiten getragen würden. Die Öffentlichkeit zeige grundsätzlich eine hohe Bereitschaft, Personen ihre Wertschätzung entgegenzubringen, deren Geschichte und Wirken durch bekannte Legenden und Mythen strukturiert seien. Die Öffentlichkeit werde nicht *vom* großen Mann geführt, sondern *zum* großen Mann.⁵⁵

Mehr und mehr überstieg der Geniegedanke den individuellen Körper, brach das Korsett des „genialen“ männlichen Einzelwesens auf. Auch wenn dies ihrer gängigen Codierung zuwiderlief, wurde die auf Singularität basierende Genieformel sukzessive auf die kollektive Ebene verlagert und an die Vorstellung eines „genialen“ „arischen“ deutschen Volkskörpers angepasst, der wiederum von Einzelgenies getragen werden sollte. In besonders wertvolle Kultur-Individuen sollte mit Blick auf die Gemeinschaft investiert werden.⁵⁶ Nunmehr sollte eine größere Menschengruppe qua ihrer „rassischen“ (Selbst-)Zuordnung „genial“ sein. Das Völkische sollte in Form der „arischen Rasse“ und des „Germanischen“ und „Nordischen“ einen „genialen“ Charakter erhalten. Laut Chamberlain konnte die ‚richtige‘ „Rasse“, namentlich die „arische“, einen „edelgezüchteten Mann“ wiederum in ein „Genie“ verwandeln, das die gesamte Menschheit überrage.⁵⁷ Obwohl das „Geniale“ mit Seltenheit und Exklusivität verbunden wird, wurde

53 Theodor Geiger: Führer und Genie. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Sozialwissenschaften* 6 (1926/27), S. 232–247, bes. S. 243–245.

54 Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens*, S. 195.

55 Geiger: Führer und Genie, S. 244.

56 Vgl. hierzu den Aufsatz von Monika Wulz: Genie-Ökonomie zwischen nationalen Interessen und globalen Kontaktzonen. Begabtenförderung, Investitionsstrategien und Wissenschaftsorganisation bei Wilhelm Ostwald, in diesem Band.

57 Chamberlain zit. n. Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens*, S. 213–225.





in den Jahrzehnten vor dem Nationalsozialismus paradoxerweise eine ganze Volksgruppe zum Exklusiven, zum Kollektiv-Singular erklärt.

Das seit Ende des 19. Jahrhunderts neu entflammte Streben nach „Genialität“ wurde als suggestive Triebkraft für ein erbtechnisch optimiertes, biopolitisches Rüstungsprogramm ausgenutzt. In Vorstellungen hinsichtlich deutscher Hochbegabtenförderung, Begabtenauslese und Geniezüchtung, die besonders in Albert Reibmayrs *Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies* (1908), Ludwig Flügges *Rassenhygiene und Sexualethik* (1924), Ernst Kretschmers *Geniale Menschen* (1929) und Ottokar Maturas *Das Deutsche Genie* (1941) Ausdruck fanden, wurde die geistige Potenz der ungeborenen Kinder heraufbeschworen, die den Zerfall der Gesellschaft fernhalten sollten. In ihren Werken wurden die „nordisch-alpine Vermischungszone“⁵⁸, „hysterophile“⁵⁹, jedoch psychotherapierte Personen oder „geniale“ Volksgemeinschaften sowie die deutsche Nation als Geniekulturen imaginiert. Das „Genie“ verließ gewissermaßen seinen Götterhimmel und galt in deutschen Bildungsanstalten fortan als Vorlage für das ‚Normale‘. Zugleich floss die Hybris, die es verkörperte, in das Ideal eines charismatischen Führers⁶⁰ und in (prä-)faschistoide Superioritäts- und Übermenschphantasien ein. Im „Genie“ spiegelten sich also nicht nur wissenschaftliche Werte, sondern auch kulturelle Vorstellungen und politische Symbole des Herausragenden. Die Angst vor pathologischen Anomalien oder einem Aussterben „deutscher Genies“⁶¹, Dichter und Denker wurde in dieser Zeit durch rassen- und sozialhygienische Programmatiken gebannt; sie kulminierte im Phantom der ‚genialen Rasse‘, was eine demographische Kontrolle ‚rassischer Mischungen‘ einschloss.

Zentral für diesen völkisch-nationalisierten Geniediskurs waren Alfred Rosenbergs Überlegungen Anfang der 1940er Jahre, der von Chamberlain das Konzept der Dominanz der „nordisch-atlantischen

58 Ernst Kretschmer: *Geniale Menschen. Mit einer Portraitsammlung* [1929]. Berlin: Springer 1931, S. 89, 96, 101.

59 Ludwig Flügge: *Rassenhygiene und Sexualethik. Psychoanalyse und hysterophiles Genie – Das Interesse des Staats an der Sexualethik – Rassenbiologie und Sport*. Berlin: Deutsch Literarisches Institut 1924.

60 Geiger: *Führer und Genie*, S. 232–247.

61 Matura: *Das Deutsche Genie*.





Rasse“ gegenüber den „jüdisch-semitischen“ Völkern übernahm.⁶² Rosenberg war davon überzeugt, dass Juden nicht imstande seien, künstlerisch zu schaffen oder ein Staatsgebilde zu errichten. Er assoziierte das Feindbild des Juden mit Bolschewismus, mit dem „Teuflischen“ und Verschwörerischen. Sein Interesse galt dem Projekt, eine „reine Rasse“ aus „Nicht-Juden“ aufzubauen, die superior, zugleich ‚völkisch‘ gesund und kulturell ‚sauber‘ sein sollte. Die Vorstellung der „Genialität“ des deutschen Volkes verband sich bei Rosenberg mit der Förderung von Begabten und „großen Männern“ bei gleichzeitiger Forderung nach Auslöschung alles „Jüdischen“. Das wissenschaftlich-literarisch erzeugte Geniewissen wurde zum Teil in faschistischen Ideologien verlängert. Hier ein Blick in das Parteiprogramm der NSDAP, das seit 1920 verkündet wurde, und das Rosenberg in der Version von 1943 mit einer Einführung versehen hatte und herausgab:

Das Kostbarste, worüber ein Volk verfügt, sind seine großen Männer. Gelangen solche Begabungen nicht zur Auswirkung ihrer Fähigkeiten, so zeigt dies, daß die Verhältnisse die denkbar volksfeindlichsten sind (es sei denn, daß das Volk schon überhaupt unfähig ist, große Männer zu zeugen). Die führende völkische Intelligenz kann kein Volk missen, ohne, als Volk unterzugehen. Sie bilden die Blüte der Nation, die Merkpfähle ihrer Größe und ihres Wesens, die Verkörperung dessen, was man Volksseele nennt. Die Pflege dieser geistigen Energien hat als selbstverständliche Pflicht auch des Staates zu gelten. [... A]ber gewisse Voraussetzungen für die Möglichkeit seiner Entfaltung überhaupt müssen gegeben werden. Da ist nach dem Abschluß des innerpolitischen Kampfes die restlose Beseitigung des jüdischen Elements in allen Kulturanstalten, Schulen, Hochschulen, Akademien usw. zu fordern [...]. Der deutsche Staat wird mit allen Mitteln das Emporkommen geistiger Energie und Charakterwerte [...] soweit sie gesund sind [...] fördern.⁶³

62 Chamberlain: *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, S. 631–633.

63 Alfred Rosenberg (Hrsg.): *Das Parteiprogramm. Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP*, mit Erläuterungen v. dems. München: Zentralverlag der NSDAP 1943, S. 34. Das Programm, 1920 zum ersten Mal veröffentlicht, erschien 1943 in der 25. Auflage, zu dem Zeitpunkt bereits über eine Million Mal.





Das Zitat offenbart, dass im Nationalsozialismus als Begabungen allein „nicht-jüdische“ Männer zählten. Diese sollten sich möglichst zu ‚großen Männern‘ oder „Genies“ entwickeln, die die „völkische Intelligenz“ und die „deutsche Wiedergeburt“⁶⁴ gewährleisten könnten. Obschon dieser extreme, nationalsozialistische Ausläufer des Genie-diskurses sicher nicht durchgehend als für die Zeit repräsentativ, teleologisch unabwendbar oder von allen ‚feurigen‘ Geniedenkern intendiert angesehen werden kann, erinnert er doch an die Gefahren, die – auch heute noch – mit Phantasien zur geistigen Optimierung von Menschen und Menschlichem zusammenhängen, und an die humanitären Abgründe solcher Programmatiken.

Conclusio

Das „Genie“, adressiert als Wissensprojekt der Jahrzehnte um 1900, war als solches nicht abschließend zu behandeln. Es erschöpfte sich nicht in den ihm zugewiesenen Eigenschaften und Definitionen, war keine diskrete Figur, sondern potenzverheißender Effekt der Wissensproduktion selbst. Als ein komplexes Phänomen sich überlagernder Prozesse, wie der Ausdifferenzierung und Selbstlegitimierung der Wissenschaften sowie der Verflechtung von Wissenschaft, Kultur, Religion und Politik, schrieb es sich in die Formation der europäischen Spätmoderne ein. An ihm wird die Reibung zwischen traditionellen literarisch-ästhetischen, etwa romantischen Beschreibungstraditionen des „Genies“, Neukonstituierungen wissenschaftlichen und kulturellen Wissens sowie politischen Ideologien und Theologien, Nationalmythen und Universalisierungs- und Höherentwicklungsbestrebungen sichtbar.

Im Spannungsverhältnis von formaler Rationalisierung, Säkularisierung, kultureller Differenzierung sowie geisteswissenschaftlicher und literarischer Profilierung markierte die Geniefigur einen geradezu magisch-kultischen Punkt von Neugründungen und Abspaltungen. Denn das „Genie“ verhiess erstens das Vermögen, „in einem einmaligen Erdenleben einen ewigen Menschentypus [zu] verkörpern – nicht *ein Geist* zu sein, sondern eine unerschöpfliche Möglichkeit für allen

64 Ernst Piper: *Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe*. München: Blessing 2005, bes. S. 179–212, 202.





Geist“.⁶⁵ Zweitens versprach es, ein Heilmittel gegen die Krisen abzugeben, die die Geisteskultur bezüglich der Bedingungen ihrer eigenen Hervorbringung erlebte. Als Indikator für Szenen des Zeugens und der Geburt half das „Genie“, neue Ursprünge zu imaginieren und deren körperlich-materielle Voraussetzungen zu vergessen. Die Erzeugung geistiger Leistungspotenziale und ihrer Träger wurde im späten geisteswissenschaftlich-literarischen Geniekult von einem philosophisch-idealistischen zu einem mittels ideologischer Paradigmen wie „Rasse“, Auslese, Sozialhygiene, Förderung, Vererbung oder Züchtung steuerbaren gesellschaftlichen Praxisfeld umgedeutet.

„Genie“ und „Genialität“ erwiesen sich in diesem Analysedurchgang durch zentrale Funktionen der Geniefigur als elementare und höchst erfolgreiche Biophantasmen der europäischen Moderne, die in bestimmten Textideologien und soziopolitischen Programmen wirkten, deren heutige Gegenstücke es gerade in Verbindung mit Exzellenzrhetoriken und Politiken der (Selbst-)Aufwertung und Selbstglorifizierung in der Alma Mater und in der internationalisierten Forschungslandschaft aufzuspüren und im Auge zu behalten gilt.

65 Emil Lucka: *Grenzen der Seele*, Bd. 2: Stufen der Genialität [1916]. Berlin: Schuster & Loeffler 1917, S. 195 (Herv. i. Orig.).

